

# Meine Erlebnisse im Weltkrieg 1914-1918 ✓

Von Edmund Ruf

Bürgermeister in Ettenheim von Oktober 1946 bis Dezember 1955

Mit Einwilligung von Studiendirektor a. D. Franz Ruf konnte ich im März 2010 die „Lebenserinnerungen“ seines Vaters, die dieser im Alter von 74 Jahren aufgezeichnet hatte, herausgeben.

Damit wurde ein einmaliges zeitgeschichtliches Dokument, das zuvor nur im Familienbesitz war, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und vor dem Vergessen bewahrt. Die „Lebenserinnerungen“ von Edmund Ruf (29. August 1895 – 26. März 1986) geben einen Einblick in das noch landwirtschaftlich geprägte Leben in Ettenheim zu Beginn des 20. Jahrhunderts, vermitteln einen Eindruck von den persönlichen Erlebnissen des Autors im Ersten Weltkrieg mit Verwundung, Lazarett und Beinamputation und einem nicht enden wollendem Leidensweg bis ins hohe Alter, zeigen die Schikanen auf, die er im „Dritten Reich“ wegen seiner ablehnenden Haltung zum NS-Regime erdulden musste, lassen die Nöte des Nachkriegs-Bürgermeisters (1. Oktober 1946 – 12. Dezember 1955) erkennen, dem die Bevölkerung die Maßnahmen persönlich anlastete, welche von der französischen Besatzungsmacht angeordnet waren, jedoch von ihm durchgeführt werden mussten, und schließlich berichtet diese nur in kleiner Auflage erschienene Schrift über die mutige und vorausschauende Entscheidung, die zum Bau des neuen Krankenhauses auf dem Meierberg führte. Aus all diesen Ereignissen, die vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stattfanden, soll mit dieser Veröffentlichung die persönliche Erfahrung von Edmund Ruf im Ersten Weltkrieg einem größeren Kreis zugänglich gemacht werden.

Bernhard Uttenweiler

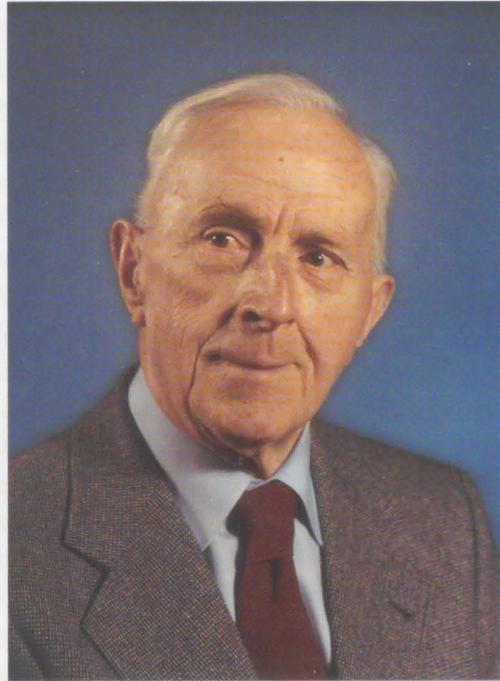
Am 28. Juni 1914 wurde der Thronfolger von Österreich, Erzherzog Franz Josef in Sarajewo (Serbien) mit seiner Gemahlin ermordet. Durch dieses Ereignis war der große Weltkrieg, dem 12 Millionen Menschen darunter 2 Millionen Deutsche zum Opfer fielen, heraufbeschworen.

Am 26. Juli 1914 erklärte Österreich an Serbien den Krieg, und am 2. August 1914 hat Deutschland an Frankreich ebenfalls den Krieg erklärt.

Inzwischen war Rußland überraschend in Deutschland eingebrochen und hatte Ostpreußen verwüstet.

Eine ganze Reihe von Ländern erklärten nacheinander Österreich und Deutschland den Krieg, sodaß wir in kurzer Zeit die halbe Welt zum Feinde hatten.

Die Begeisterung für den Krieg war außerordentlich groß, glaubte man doch, es handle sich um eine edle Sache. Patriotische Aufrufe haben dazu beigetragen, daß die Jugend in großen Massen zu den Fahnen strömte. Zunächst war es nicht möglich, die Freiwilligen alle aufzunehmen, ein großer Teil mußte nach Hause geschickt und auf später vertröstet werden. Da sich gleich zu Beginn des Feldzuges im Oberelsaß eine Schlacht anbahnte, mußten in aller Eile große Truppenverlagerungen nach dort vorgenommen werden. Der Verkehr auf der Bahn



und der Landstraße war in diesen Tagen unvorstellbar. Der zivile Personen- und Frachtverkehr auf der Bahn war ganz eingestellt. Tag und Nacht, ohne Unterbrechung, fuhren die unendlich langen, mit Mannschaften, Geschützen und Munition beladenen Züge das Land hinauf. Der Verkehr war derart, daß sich die Züge auf der ganzen Strecke stauten.

Wenn ein Zug Platz machte, so rückte schon der nächste nach, und so ging es im Schneckentempo weiter. Das ununterbrochene Pfeifen und Gerassel der schweren Züge war weithin zu hören. Die Eisenbahnwagen waren vielfach mit Blumen geschmückt und mit allerlei witzigen Versen beschrieben.

Ein ähnliches Bild in anderer Form bot sich auf der Landstraße. Da das Auto zu Beginn des Krieges noch eine ganz unbedeutende Rolle spielte, mußten die Soldaten große Strecken zu Fuß zurücklegen, da die Bahn nicht in der Lage war, die großen Truppenverbände schlagartig zu transportieren. Ununterbrochene Kolonnen marschierten in den ersten Kriegstagen das Land hinauf. Das Wetter war schön, aber sehr heiß. Für die Soldaten, welche in Eilmärschen täglich bis zu 70 km zurücklegen mußten, war dies eine ungeheure Leistung. Man muß sich vorstellen, daß der Soldat in voller Ausrüstung (Tornister, Gewehr, Patronentaschen und Patronengurten sowie Schanzzeug) etwa 60-70 Pfd zu tragen hatte. Es war daher nicht verwunderlich,

wenn bei der außergewöhnlichen Hitze mancher zusammenbrach und im Straßengraben liegen blieb, wo ihn dann die Sanitäter aufhoben und auf ihren Wagen versorgten.

Viele Leute gingen daher mit Eimern und Kannen, gefüllt mit Kaffee, Tee oder sonstigen Erfrischungen oder auch Nahrungsmitteln auf die Landstraße, um die Durstigen und Hungrigen zu erquicken und zu stärken. Trotz der Strapazen herrschte bei den Soldaten ein beispielloser Humor und eine Begeisterung ohnegleichen, konnte sich doch damals noch niemand eine Vorstellung von der Dauer und der Furchtbarkeit des Krieges machen. Man glaubte allgemein, bis Weihnachten wieder zu Hause zu sein. Bei der allgemeinen Begeisterung spielte auch ich mit dem Gedanken, mich freiwillig zu melde, bin aber dann doch davon abgekommen, was ich nie bereut habe.

Im Frühjahr 1915 kam ich zur Musterung und wurde am 1. Mai 1915 zum 1. Bad Leibgrenadierregiment Nr. 109 eingezogen. Hier wurde mir mit vielen Kameraden die notwendige Kriegsausbildung im Eiltempo beigebracht. Da ich in meinem Beruf an schwere Arbeit gewöhnt war, ist mir die Ausbildungszeit nicht besonders schwer gefallen. Ich konnte mich den jeweiligen Verhältnissen anpassen, war in nichts verwöhnt und meine Muskeln konnten manches vertragen. Somit war die Ausbildungszeit für mich beinahe eine Erholung, was durch eine erhebliche Gewichtszunahme bestätigt war. Bei den Vorgesetzten war ich wegen meiner Willigkeit gut angeschrieben und hatte dadurch manche angenehme Vergünstigung. Unser Kompaniefeldwebel hatte mir beim Auszug ins Feld sogar eine Kiste guter Zigarren überreicht, was beim Militär wohl selten vorkam.

Dreimal kamen wir auf den Truppenübungsplatz Heuberg, wo wir jeweils 8-10 Tage blieben. Hier hatten wir ausgedehnte Ausmärsche und kriegsmäßige Gefechtsübungen. Wir wurden hier zwar nicht geschont, hatten aber eine regelmäßige und gute Verpflegung und ein Bett. Mittlerweile war unsere Ausbildung beendet. Es war nun zu erwarten, daß wir jederzeit ins Feld abgerufen würden.

Es war Ende August 1915, ich war auf Sonntagsurlaub zu Hause und mußte am Montagvormittag wieder in der Kaserne sein. Am Sonntagmittag bekam ich ein Telegramm mit dem Inhalt, „sofort zurückkehren“. Ich witterte, was dies bedeuten könnte, zog es vor, meinen Urlaub nicht zu kürzen, und kehrte erst am Montag früh in die Kaserne zurück. Als ich in Karlsruhe ankam, wurde auf einem anderen Bahnsteig gerade ein Transportzug fertig gemacht.

In der Kaserne erfuhr ich, daß der Transport aus meinem Regiment zusammengestellt war. Alle Kameraden waren dabei. Mein Empfang

war zwar wenig freundlich, doch hatte die Sache keine schweren Folgen. Wäre ich mit dem Transport fortgekommen, befände ich mich kaum noch am Leben. Die frisch aufgefüllte Kompanie kam direkt in die Champagne-Offensive. Nach 8 Tagen Einsatz sehr zusammengeschumpft, viele Kameraden verwundet oder tot.

Nur noch kurze Zeit hatte ich das Glück, in der Heimat bleiben zu dürfen, dann hatte die Stunde auch für mich geschlagen. Die gewaltigen Verluste in der Champagne verlangten laufend Ersatz, und so kam auch ich auf den Transport. Die Fahrt ging über Mannheim durch Lothringen nach Belgien. Dabei berührten wir die Städte Namur, Brüssel, Antwerpen und kamen schließlich durch Frankreich in nächster Nähe von Reims an. Nach dreitägiger Fahrt und manchen Umwegen wurden wir um Mitternacht ausgeladen. Nun waren wir in der Nähe der Front, hörten zum erstenmal das Donnern der Geschütze, sahen Scheinwerfer und Leuchtkugeln. Da die Bahn hier zu Ende ging, mußte die Strecke bis zum Ziel zu Fuß zurückgelegt werden. Die Stimmung unter uns Neulingen war gedrückt, gesprochen wurde nur wenig, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, vielleicht waren sie noch einmal in der Heimat. Wir marschierten Stunde um Stunde, mit dem kriegsmäßigen Gepäck schwer belastet. Anfangs kamen wir einigermaßen zügig voran, nach 2 oder 3 Stunden war es kein Marschieren mehr, eher ein sich langsam Dahinschleppen. Man darf sich unseren Weg allerdings nicht als eine normale Straße oder nur einen Feldweg vorstellen. Es war Spätjahr, Regenzeit, die Straßen durch den starken Fahrzeugverkehr aufgeweicht. In der Frühe kamen wir an unserem Bestimmungsort Vytry an. Es ist dies eine kleinere Ortschaft mit etwa 800 Einwohnern. Zur Hälfte war der Ort zerschossen, aber noch teilweise bewohnt. Wir wurden je nach Bedarf in einzelnen Gruppen zugeteilt und in die Quartiere gebracht. Zunächst gab es auf beiden Seiten viel zu fragen. Die Kameraden, welche aus der Champagne-Offensive zurück gekommen waren und zur Erholung in der ruhigen Stellung vor Reims lagen, hatten uns viel Trauriges über die schwere Schlacht zu erzählen.

Die Stellung befand sich direkt vor der Stadt Reims, etwa 800 Meter davon entfernt. Die herrliche Kathedrale mit dem unvergleichlich schönen Portal lag gerade in unserem Blickfeld. Die Stadt war zu dieser Zeit noch nicht oder doch nur geringfügig zerstört.

In der Zwischenzeit war es Mittag geworden. Zeit zum Essenempfang. Das Essen wurde für die Gruppe von 2 Kameraden an der Feldküche empfangen. Es gibt nur Eintopf. Am Morgen und am Abend

gibt es schwarzen Kaffee dazu abwechselnd Wurst, Käse oder Marmelade sowie jeden zweiten Tag ein Kommissbrot.

Mit der Besichtigung der neuen Umgebung verging der erste Tag. Wir legten uns früh zur Ruhe nieder, denn von der langen Fahrt im Viehwagen und dem anstrengenden Marsch waren wir sehr ermüdet. Trotz des ungewohnten und harten Lagers hätten wir Ankömmlinge gut geschlafen, aber es gab hier Ratten, an die wir uns erst noch gewöhnen mußten.

Diese Viehcher waren besonders in den Unterständen im Graben lästig, da vor ihnen nichts sicher war, alles zernagten sie. In dieser ruhigen Stellung vor Reims gab es keine Ablösung. Eine Einheit blieb jeweils 4 bis 6 Wochen, dann wurde sie wieder verlegt. Die Besetzung der Front war im Normalfall wie folgt geregelt:

- a) der Grabendienst,
- b) der Dienst in der Reservestellung,
- c) Erholung in einem außerhalb der Kampflinie (10-15 km) gelegenen Barackenlager.

Die Kompanie war daher in 3 Abteilungen zerlegt.

Zu a: Der Dienst im Schützengraben war sehr anstrengend. Die Haupttätigkeit bestand in der Feindbeobachtung, also im Postenstehen. Jeweils standen 2 Mann zusammen Posten, der eine stand auf der Schulterwehr und beobachtete, was in der gegenüberliegenden feindlichen Stellung vor sich ging, der zweite stand im Graben und hatte die Aufgabe, im Falle eines Angriffes die Mannschaft zu alarmieren. Die Wachezeit betrug 2 Stunden. Während des Tages mußte man alle 4 Stunden aufziehen, während der Nacht alle 2 Stunden. Außerdem wurden die Posten während der Nacht verstärkt. Schlafmöglichkeit gab es in vorderster Stellung sehr wenig, denn in den Freistunden hatte man meist dringende, unaufschiebbare Arbeiten zu erledigen. Besonders erregend war der Postdienst während der Nacht. In der Champagne standen wir uns teilweise nur etwa 30 Meter entfernt gegenüber, in den Sappen (gegen den Feind vorgetriebene Laufgräben) vielleicht nur 10 Meter. Da hieß es gut aufpassen, die Nerven waren angespannt bis zum Zerreißen. Wie oft glaubte man plötzlich, einen Franzosen zu entdecken, dann stellte sich heraus, daß es ein Pfahl im Drahtverhau war. Jedenfalls war man froh, wenn die Ablösung kam.

Zu b: Die Reservestellung war möglichst nahe bei der Front. Die Mannschaft lag in Bereitschaft und hatte die Aufgabe, bei einem Feindangriff zur Unterstützung der Grabenbesatzung in Stellung zu

gehen. Darüber hinaus hatte sie die Front mit allem Notwendigen, d.s. Bohlen für die Unterstände, Stege für die Laufgräben, die Munition, die Lebensmittel usw. zu versorgen. Da die Versorgungsfahrzeuge nicht bis an die Front gelangen konnten, mußten die Fußtruppen dafür eingesetzt werden. Außerdem übernahm die Reservemannschaft noch Schanzarbeit. Immer wieder mußten neue Gräben angelegt, Drahtverhau vor dem Graben ausgebessert werden usw. Die Arbeitszeit begann nach Einbruch der Dunkelheit und endete vor Beginn der Morgendämmerung. Den Tag über war Ruhezeit.

Zu c: Die Ruhestellung war der Erholung und Reinigung der Kleider und Waffen vorbehalten.

Mit der Beschreibung der Einsatzfähigkeit der Truppe habe ich meinem Bericht etwas vorgegriffen. Noch sind wir ja in Vitry. Wie schon erwähnt, war diese Stellung für abgekämpfte, ermüdete Truppen ein idealer Erholungsaufenthalt, warum die Stellung so ruhig war, läßt sich leicht enträtseln. Wenn die französische Seite ein Paar Schüsse abgab, genügte von uns ein Schuß in die Stadt, und die Ruhe war wieder hergestellt. Eine Reservestellung gab es hier nicht. Ein Laufgraben führte vom Ort direkt in die Stellung. In Ruhestellung mußten wir lediglich im vorderen Graben Unterstände bauen.

Alle übrigen Arbeiten außerhalb der Frontstellung mußte die französische Bevölkerung ausführen. Meist waren es ältere, oft sehr gebrechliche Männer und Frauen. Täglich um 6 Uhr mußten sie zur Arbeit antreten! Wer Pferde hatte, mußte mit Pferd und Wagen erscheinen. Es war keine Kleinigkeit für sie, Tag für Tag von früh bis spät in Arbeit zu stehen, oft zwecklose Arbeiten zu verrichten und nicht selten ihr eigenes Gut zerstören zu müssen.

Die Behandlung der armen bedauernswerten Zivilbevölkerung von Seiten mancher Offiziere ließ vieles zu wünschen übrig, war sogar brutal und unmenschlich. Auch ihre Wohnverhältnisse waren menschenunwürdig. Unser Hausbesitzer mußte mit seiner 6-köpfigen Familie in einem kleinen Raum leben. Die wenigen Möbel waren zum größten Teil für die militärischen Büros beschlagnahmt worden. Die Leute führten ein armseliges Dasein. Selbst die wenigen Habseligkeiten, welche sie noch besaßen, waren ihnen nicht sicher. Leider hatten wir unter unseren Kameraden gewissenlose Schurken, die den Leuten das Wenige noch wegstahlen, selbst wenn sie für das Gestohlene keine Verwendung hatten. Beschwerden konnten sich die Bestohlenen nicht, wenn sie es dennoch taten, bekamen sie kein Recht. Auch mit ihrer Verpflegung war es nicht zum Besten bestellt. Da sie von der Feldküche verpflegt wurden, bekamen sie immer nur,

was übrig blieb und das war manchmal herzlich wenig. Zu ihrem Glück bekamen sie ab und zu von Frankreich Brot und Schokolade, sodaß sie sich einigermaßen über Wasser halten konnten. Ich vermute, daß dies durch Vermittlung des roten Kreuzes geschah. Da es in unmittelbarer Nähe keine Waldungen gab, stand es mit Holz zum Feuern ziemlich schlimm. Kohlen waren ebenfalls nicht aufzutreiben. Wenn die Kälte auch nicht groß war, mußten wir doch immer Feuer unterhalten, da durch das herbstliche Regenwetter unsere Kleider immer durchnäßt waren. So wurde Holz beschafft, wo es eben zu finden war, meistens in den Häusern.

Bretter und Balken wurden herausgerissen oder herausgesägt, soweit für das Haus keine Einsturzgefahr bestand. Einmal war ich dabei, als wir eine große Scheuer, welche im Mittelpunkt von einem starken getragen wurde, zum Einsturz brachten, indem wir diesen Balken ansägen. Wir taten dies nur, weil es eine andere Möglichkeit, zu Brennholz zu kommen, nicht gab. Da diese Abbrucharbeiten streng verboten waren, mußten wir heimlich ans Werk gehen. Es war eine harte Arbeit, den eichenen Balken mit unseren primitiven Werkzeugen zu Fall zu bringen. Wir benutzten die Zeit während eines Konzertes unserer Regimentskapelle. Nach dem Einsturz mußten wir natürlich schnellstens verschwinden. In wenigen Tagen war das ganze Holz von uns und der Bevölkerung weggebracht worden. Die Angelegenheit wurde wohl untersucht, sollten doch die Beteiligten bestraft werden, aber niemand, auch nicht bei der Bevölkerung hatte den Vorfall beobachtet, alle haben dicht gehalten.

Nach etwa 4 Wochen kamen wir in eine andere Stellung. Nach mehrstündigem Marsch wurden wir auf der Bahn verladen und nach kurzer Fahrt wieder ausgeladen. In einem kleinen Dorf wurden wir für einen Tag einquartiert. Hier gab es etwas Besonderes für uns. Seit wir aus der Kaserne fort waren, hatten wir Kartoffel weder gesehen noch gegessen. Kaum angekommen, entdeckten wir ein Kartoffelfeld. In der Nacht wurde das Feld so ziemlich ausgeplündert. Den andern Tag gab es dann geschwellte Kartoffeln, welche wir ohne jede Zutat wie eine seltene Delikatesse mit Hochgenuß vertilgt haben.

Gegen Abend sind wir wieder eingeladen worden und kamen am nächsten Morgen in Ardöl, unserer Endstation, an. Welch ein Gegensatz zwischen Reims und hier! Gab es dort noch begehbbare Straßen, so versanken wir hier schon beim Aussteigen knietief im Schlamm. Durch den ungeheuren Verkehr mit schweren Fahrzeugen aller Art bei andauerndem Regenwetter waren die Straßen derart aufgeweicht, daß der Fahrweg vielfach neben die Straße verlegt

wurde. Die Fußstruppen mußten sowieso meistens auf dem freien Feld marschieren, da die Straße mit Fahrzeugen verstopft war, und der gesamte Verkehr wegen Feindsicht bei Nacht abgewickelt werden mußte.

Hier hatten wir Gelegenheit, die Wirkung des Krieges richtig kennenzulernen. Unser Weg führte uns zunächst durch ein Dorf in der Größe von Ettenheim. Von dem ganzen Ort standen nur noch Mauerreste, alles andere war dem Erdboden gleich gemacht. Alles irgendwie brauchbare Material war für alle möglichen Zwecke verwendet worden, sodaß nur noch Schutthaufen übrig geblieben waren.

Nach einem dreistündigen Marsch in weglosem, mit Granatlöchern besätem Gelände kamen wir in das Lager Wittelsbach, etwa 400 Meter abseits der Straße in einer Talmulde gelegen. Die Wohnbaracken waren an einem leicht bewaldeten Steilhang in mehreren Etagen übereinanderliegend aufgestellt, vor Feindeinsicht gut geschützt. Am Fuße des Abhangs stand ein großes Zelt, in dem die verschiedenen Lagerräume sowie die Feldküche untergebracht waren. Der Weg zum Lager durch die Talmulde mit schwerem zähem Lehmboden war kaum begehbar. Durch die vielen Fuhrwerke, welche täglich die Bedarfsgüter für das Lager brachten, war der Boden knietief aufgeweicht. Die Stiefel hatten wir mit Gurten über der Schulter befestigt, damit sie uns nicht verloren gingen. Auch die armen Pferde hatten unter den schlechten Wegverhältnissen sehr zu leiden. Es war nicht möglich, mit einem leeren Wagen und zwei Pferden durch den tiefen Schlamm zu kommen. Ein beladener Wagen kam nur mit 4 oder gar 6 Pferden bespannt und auch dann nur mühsam vorwärts. Da ich gerade von Pferden spreche, möchte ich noch ein kurzes Wort über sie hinzufügen. Das Schicksal dieser armen Tiere habe ich immer sehr bedauert. Sie müssen sehr schwere Zeiten durchstehen, ungeheure Leistungen vollbringen und bekamen eine Verpflegung, welche mit der Arbeitsleistung nicht in Einklang zu bringen war. Sie bekamen z.B. als Ersatz für Heu gemahlenes Rebreis, standen Wochen und Monatelang im Freien. Zu all diesen Entbehrungen wurden sie nur zu oft grausam geschlagen und mißhandelt. Wir waren nur einen Tag im Ruhelager. Den nächsten Abend ging es weiter und zwar sogleich in die vorderste Stellung, da das Regiment durch den Erholungsaufenthalt vor Reims ausgeruht und auch wieder aufgefüllt war.

Unser Weg führte einer Talmulde entlang über freies Ackerfeld, da die Straße wie schon erwähnt den Munitions- und Proviantkolonnen vorbehalten war. Es war schon schwer, in stockdunkler Nacht

durch den aufgeweichten Boden weiter zu kommen, zumal immer wieder Granatlöcher zu überwinden waren. Trotzdem sind wir alle in der Reservestellung wohlbehalten angekommen, wo wir für einen Tag blieben. Unsere Stellung lag etwa 1.000 Meter hinter der Front. An einer kleinen Bodenerhebung waren große, flache Unterstände gebaut, jeder etwa 40 Mann fassend. Todmüde legten wir uns nieder, wo es eben Platz gab. Nun waren wir im Kampfgebiet. Den Tag über konnten wir uns ausruhen und ausschlafen. Gegen Mitternacht ging es dann in Stellung und zwar von der Reservestellung aus in einem 2 Meter tiefen Laufgraben. Um 12 Uhr mußte die Ablösung vollzogen sein. Von der September-Offensive her befand sich der Graben in einem trostlosen Zustand. Die Unterstände waren zusammengeschoßen und der Graben teilweise eingeebnet. Es gab also sehr viel Arbeit, und wir haben uns zunächst tüchtig drangehalten, galt es doch zunächst für unsere persönliche Sicherheit besorgt zu sein. Auf schnellstem Wege mußten wir den Graben soweit ausheben, daß uns der Franzmann nicht mehr beobachten konnte, denn wenn er einen Kopf zu sehen bekam, ging die Schießerei los. Vorerst mußten wir in der Freizeit im Freien kampieren. Zum Schlafen gruben wir in die Grabenwand eine Rinne, gerade so groß, daß der Körper darin Platz fand. Darüber wurde eine Zeltbahn gehangen.

In der Grabensohle fanden wir bei den Aushebungsarbeiten vereinzelt noch Leichenteile, welche schon stark in Verwesung übergegangen waren. Mit den gleichen ungewaschenen Händen, mit denen wir mit den Leichen in Berührung gekommen waren, mußten wir dann wieder unser Brot essen, da es im Graben kein Wasser gab, d.h. Wasser genug, aber nur mit Schlamm vermischt.

Solange die Stellungen nicht ganz wieder hergestellt und die Unterstände wohnfähig gemacht waren, gab es kaum Ruhepausen. Neben den schon angedeuteten Aufgaben gab es noch so manchen Kleingram: Zweimal täglich mußte in der Reservestellung das Essen geholt werden, das waren abwechselnd 2 Mann von jeder Gruppe; bei Regenwetter lief das Wasser in den Unterstand und mußte ausgeschöpft werden; in dem Schlamm waren die Gewehre täglich zu reinigen, sonst gab es Ladehemmung. Hatte man einmal Zeit, sich aufs Ohr zu legen, dann gab es von unseren lieben Feinden einen Minen- oder Artillerie-Überfall, dann war es aus mit der Ruhe, denn danach mußte mit einem Angriff von feindlicher Seite gerechnet werden.

Mit mancherlei Aufregungen für uns Neulinge ging die erste Schicht mit 14 Tagen vorüber. Wir freuten uns sehr auf das Ruhelager, denn wir waren ziemlich erschöpft. Die Ablösung war inzwischen vollzo-

gen, nun hatten wir noch den Marsch ins Ruhelager vor uns. In der Frühe kamen wir, wenn auch mit einigen Beschwerden, im Lager Wittelsbach an. Man darf nun aber nicht annehmen, daß wir in den nächsten 14 Tagen uns ganz der Ruhe hingeben durften. Hier ging es wieder kasernenmäßig zu. Um 5 Uhr kamen wir aus der Stellung an, und um 11 Uhr gab es schon Appell in Kleidern und Schuhen, wenn bis dahin alles in Ordnung sein sollte, konnte man sich nur für kurze Zeit die wohlverdiente Ruhe gönnen, denn bis selbst der gröbste Schmutz beseitigt war, gab es schwere Arbeit zu leisten. Beim nächsten Appell waren die Gewehre an der Reihe. Hier wurde peinliche Sauberkeit verlangt, und wir mußten lange fummeln, bis die durch das viele Regenwetter angelaufenen Gewehre wieder blank waren. Es folgte so Appell auf Appell, bis unsere ganze Ausrüstung wieder in Schuß war. Damit die steifen Glieder wieder in Bewegung kamen, durfte das Exerzieren nicht vergessen werden, obwohl wir auf diese Tätigkeit gerne verzichtet hätten. Auch an Kriegsdienstübungen fehlte es nicht. Immer wieder wurden wir in der Handhabung der verschiedenen, teilweise neuen Waffen geübt. In der Hauptsache war es der Umgang mit Handgranaten. Die Handgranate war eine gefährliche Waffe, nicht zuletzt gefährlich, für den, der sie trug. In vorderster Stellung hatte man solche am Koppel hängen. Sie war an einem etwa 30 cm langen Holzstiel befestigt, an dessen Ende eine Schnur herausragte, wenn man die Granate zur Explosion bringen wollte, mußte man an der Schnur ziehen. Nach etwa 3-4 Sekunden kreperte dann dieselbe. Es war daher notwendig, daß die Granate sofort nach Abzug geworfen wurde. Mancher Kamerad verlor sein Leben oder wurde schwer verstümmelt, weil er mit dem Abwurf zu lange gezaudert hatte. Die Handgranate war wegen ihrer Wirkung sehr gefürchtet.

Langeweile hatten wir also auch in der Ruhestellung nicht, aber wir hatten ein regelmäßiges Essen, ein trockenes Lager und unsere Nachtruhe, das war sehr viel wert. Ganz vollkommen war die Nachtruhe allerdings auch wieder nicht, denn inzwischen haben wir mit einer Begleiterscheinung des Krieges, den Läusen, Bekanntschaft machen müssen. Wenn man in der Nacht aufwachte, sah man da und dort eine Kerze brennen, daneben einen sitzend, das ausgezogene Hemd einer Kontrolle nach Läusen unterziehend. Da man selbst von diesen Quälgeistern geweckt worden war, folgte man dem Beispiel. Diese Biester erwachten zum Leben, wenn sie richtig warm hatten. Sie konnten einem aus dem Schlaf bringen, auch wenn man noch so müde war. Zu Tausenden haben wir dieses Ungeziefer vernichtet.

Am schlimmsten war es mit der Läuseplage in der Stellung. Da man das Koppel immer (auch bei Ruhe) umgeschnallt haben mußte, war man um die Lenden immer verschwitzt und warm. Just zogen sich alle hier zu einem Stelldichein zusammen. Solange man irgendwie beschäftigt war, konnte man darüber hinwegkommen, wollte man sich aber zur Ruhe begeben, war das Gekrappel zum aus der Haut fahren.

Nach Wochen wurden wir in der Ruhestellung entlaust. Wir durften dabei ein Bad nehmen, während unsere Kleider in einem erhitzten Ofen desinfiziert wurden. Das Bad war natürlich nicht mit großem Luxus ausgestattet. Ich kann mir gut denken, daß z.B. Sr. Elisabeth in hygienischer Hinsicht Bedenken geäußert hätte, zumal das Badewasser aus einem schmutzigen Bach, in dem vielleicht da und dort noch ein Pferdekadaver zu finden wäre, entnommen war. In einem offenen Schuppen standen zwei kleine Bottiche mit je etwa 50-60 Liter Wasser zur Verfügung. 2 Mann zusammen mußten in einem Bottich baden, man konnte darin notdürftig knien und mußte sehen, wie man den ganzen Körper mit Wasser in Berührung brachte. Vier Mann mußten im selben Wasser ihr erfrischendes Bad nehmen. Für die zweite Abteilung war die Sache nicht mehr sehr appetitlich. Wie anspruchslos der Mensch in Notzeiten werden kann, zeigt dies Beispiel. Trotzdem war das Baden für uns eine angenehme Sache, und der Badetag, weil er sehr selten war, ein freudiges Ereignis, dazu eine dringende Notwendigkeit. Wir lagen doch buchstäblich im Schlamm, verdreckt bis auf die Haut.

Nunmehr rückte das Weihnachtsfest, das Fest des Friedens, heran. Manchen meiner Kameraden habe ich in der kurzen Zeit verloren, über mir aber auch dann und wann die schützende Hand Gottes verspürt. Nur einen Fall möchte ich anführen: Es war in der Grabenstellung, von 10-12 Uhr hatte ich Posten zu stehen. Mein Postenkamerad und ich hatten ausgemacht, daß er die erste Stunde auf der Brustwehr steht, und ich ihn die zweite Stunde ablöse. Ich stand somit von 10-11 Uhr im Graben, wobei ich etwas Bewegungsfreiheit hatte, durfte aber keinesfalls meinen Kameraden aus dem Auge verlieren. Ich stand einige Meter entfernt vom Posten vor einem Unterstand und unterhielt mich mit den Kameraden, welche gerade in Ruhe lagen. Ganz überraschend setzte ein Feuerüberfall mit schwerer Artillerie (15cm) auf unserem Abschnitt ein. Plötzlich sah ich, wie sich mein Kamerad bückt, als wollte er einer Gefahr ausweichen. Im gleichen Augenblick liege ich auch schon im Stollen, vor dem ich gestanden habe. Von dem Luftdruck der krepierenden

Granate und dem Sturz in den Unterstand war ich zunächst betäubt. Als ich dann herauskam in den Graben, fand ich den Platz, auf dem der Posten gestanden hatte, vollständig eingeebnet. In der Aufregung hatte ich gehofft, mein Kamerad könnte sich noch gerettet haben, und lief den Graben entlang bis zur nächsten Kompanie, natürlich vergeblich. Wir durchwühlten nun den aufgeworfenen Boden und fanden den Verschütteten auf der Grabensohle, den Kopf wie mit einem Messer abgeschnitten vom Rumpfe getrennt. Vom Kopf fanden wir keine Spur mehr. Wäre ich in der ersten Stunde oben gestanden, so hätte eben mich das Los getroffen. Es gab manchmal Situationen, wo man sich wunderte, wie es möglich war, aus diesem Hexenkessel lebendig herauszukommen. Da wir über die Weihnachtsfeiertage in Stellung lagen, hatten wir schon einige Tage vorher eine bescheidene Weihnachtsfeier verbunden mit einem Gottesdienst, übrigens den einzigen, welchen ich an der Front erlebt habe. Da die Zeit sehr kurz bemessen war, so daß keine Möglichkeit zur Beichte blieb, erteilte uns der Feldgeistliche die Generalabsolution, worauf dann alle zur hl. Kommunion gingen. Die anschließende Feier war kurz und höchst einfach. Nach einigen Weihnachtsliedern gab es eine Portion Büchschinken sowie einen Becher Wein, und aus war das Fest. Für die Feiertage haben wir auf eine gewisse Waffenruhe gehofft, wurden hierin aber enttäuscht. Am hl. Abend schien die ganze Hölle los zu sein. Ich hatte das Pech, in dieser Nacht 4 Stunden, von 10-12 und von 2-4 in einer Sappe Posten zu stehen. Hier hatte man keine Begleitung, man war allein auf vorgeschobenem Posten. Schweren Herzens und in Ängsten habe ich meine 4 Stunden durchgestanden, denn gerade in den Sappen hatte es die meisten Opfer gekostet. Bei etwa 10 Meter Entfernung vom Feind kann man ja leicht Handgranaten werfen. Ich nahm jedoch an, daß mein Gegenüber auch gerne auf den Heldentod verzichtete und dies auch von mir erhoffte. In der Kaserne hatten wir zwar befehlsmäßig gesungen, daß der Tod im Felde der schönste Tod sei. Hier an der Front und später noch mehr im Lazarett habe ich die Erfahrung machen müssen, daß dies keinesfalls zutrifft, viel eher kann ich das Gegenteil behaupten. In den Lazaretten hatte ich während Monaten reichlich Gelegenheit, das Sterben von Kameraden studieren zu können. In keinem Fall konnte ich feststellen, daß der Anblick dieses Sterbens der manchmal bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten Menschen, die nach tage- oder gar wochenlangen Qualen und nicht minder schwerem Todeskampf – weil das junge Leben eben das Recht zum Leben geltend machte – endlich erlöst wurden, irgendetwas Erhebendes erkennen ließ.

Durch den schweren Beschuß mußten wir über die Feiertage ununterbrochen arbeiten, da die Stellung immer wieder zusammengeschoßen wurde. Hatten wir ein Stück notdürftig hergestellt, wurde ein anderes wieder demoliert. Auch war dringend notwendig, daß mehr und bessere Unterstände gebaut wurden; nur wenige der vorhandenen waren einigermaßen sicher, die meisten nur Notlösungen und daher vollständig ungenügend. Der Eingang dieser Notunterstände war etwa 60-70 cm hoch, sodaß man auf allen Vieren hineinkriechen mußte. Das Innere war so niedrig, daß man mit knapper Not sitzen konnte. Auf drei Seiten waren Nischen in die Wand getrieben, etwa 70 cm breit und 60 cm hoch. In diese Nischen mußten je 2 Mann rückwärts hineinkriechen. Diese waren so zusammengedrückt, daß sie sich nicht umdrehen konnten. Über dem Unterstand war eine Erdauffüllung von kaum einem Meter. Wenn man hineinkroch, wußte man nicht, ob man wieder lebend heraus kam, denn die schwächste Granate hätte sie durchschlagen. Die Schanzarbeiten gestalteten sich in dieser Gegend ziemlich schwierig, da man in einem halben Meter Tiefe schon auf Kreidefelsen stieß. Das Gestein ist zwar nicht sehr hart und läßt sich mit dem Pickel lösen, ist aber schwer zu Schaufeln.

Anfang April kam ich als typhusverdächtig in ein Lazarett nach Charleville. Die Ursache war vermutlich der Genuß von verseuchtem Trinkwasser. Es war uns zwar streng verboten, aus dem Bach oder aus Pfützen Wasser zu trinken, aber der Durst war manchmal groß, und es gab pro Tag nur  $\frac{1}{2}$  Kochgeschirr Kaffee zu trinken. Da ist man doch hin und wieder der Versuchung erlegen und hat das wohlgemeinte Verbot in den Wind geschlagen. Sobald einer von uns Brechdurchfall bekam, wurde er ins Lazarett abgeschoben.

Die Krankheit ist glücklicherweise harmlos verlaufen. Durch eine strenge Diät und einige Medikamente war ich nach etwa 3 Wochen wieder etwas auf dem Damm, sodaß man mich als Kaffeekoch beschäftigte. Zweimal täglich mußte ich für das Haus den Kaffee kochen, daneben hatte ich den Vorratsraum in Ordnung zu halten und den Schwestern in der Küche gröbere Arbeiten abzunehmen. Darüber hinaus hatte ich täglich mit zwei Mann in einer Meierei am entgegengesetzten Ende der Stadt die Milch für das Haus zu holen, wobei wir nicht vergessen haben, den Trinkbecher mitzunehmen, um uns mit genügend Milch zu versorgen. Das Kaffeekochen war gar keine einfache Sache. In einem großen Waschkessel sollte das Wasser kochend gemacht werden, was mir kaum einmal gelungen

ist. Schon um 5 Uhr in der Frühe wurde ich geweckt, um 7 Uhr hatte ich noch kein warmes Wasser. Manchmal wurde es 8 Uhr, bis ich einigermaßen heißes Wasser hatte. Es war daher kein Wunder, wenn es keinen guten Kaffee gab. Kaffeebohnen standen mir genügend zur Verfügung, diese bekam ich sackweise, und konnte auch manche Portion an bedürftige ältere Franzosen abgeben. Lorbeeren habe ich mir als Kaffeekoch keine geholt, dafür regnete es Reklamationen und Vorwürfe auf mein armes Haupt. Die Schuld an dem Mißgeschick lag jedoch nicht an mir, sondern am Fehlen jeglichen Brennmaterials. Nicht ein Span Holz stand mir zur Verfügung. Täglich war ich auf der Suche nach ein paar Splitter Holz damit ich anheizen konnte. Der Kohlenkeller war restlos leer, kein Stückchen Kohle war mehr zu finden. Was noch da war, war Kohlengrus oder besser gesagt Kohlenstaub. Ich bin zwar im Heizen nicht ungeschickt, aber dieses Zeug war einfach nicht zum Brennen zu bringen.

Nun tappte ich in der Küche in einen anderen Fettnapf. Ich sollte eine größere Masse Teig zu Schnee schlagen. In der Absicht, bei der Sr. Oberin wieder gutes Wetter zu machen, habe ich kräftig zugeschlagen. Von Schnee keine Spur, dafür aber schöne Butter. Nun war das Unglück voll. Schon damals mußte ich feststellen, wie die liebenswürdigen, so gutmütigen Schwestern angriffslustig werden können. Beinahe hätte ich die Butter mitsamt der Schüssel an den Kopf bekommen. Es versteht sich, daß ich nicht mit Handkuß aus der Küche herausgeflogen bin, sondern mit weniger empfehlenswerten Nachrufen. Trotz dieser Widrigkeit hätte ich es hier den Krieg über aushalten können, aber die Stunde des Abschieds hatte geschlagen, da halfen kein Fieber machen oder sonstige Experimente mehr. Der Chefarzt hatte mich durchschaut, hatte mich entlarvt, vielleicht hatte Sr. Oberin etwas nachgeholfen.

Zu meinem Bedauern kam ich nicht mehr zu meinem Regiment, sondern wurde dem Füselierregiment Nr. 40 zugeteilt, welches auf der Höhe 304 lag. Am frühen Morgen kam ich im Graben an und wurde einer Gruppe zugeteilt. Die Stellung war gut ausgebaut, wir hatten tiefe, massive Unterstände. Der unsere hatte etwa 15 Stufen und einen Notausgang, damit ein zweiter Ausweg offen blieb, wenn ein Ausgang verschüttet war. Der Durchbruch in den zweiten Ausgang war ein rundes Loch, gerade so groß, daß ein Mann durchkriechen konnte. In der Zeit von 8-10 bin ich Posten gestanden. Ich befand mich im Unterstand, hatte inzwischen etwas gegessen, stand neben dem Ausgang neben der Wand und unterhielt mich mit den gerade ruhenden Kameraden. Plötzlich setzte ein Minenüberfall ein

und zwar mit schweren Flügelminen. Der Boden bebte, das Krachen und Getöse war so stark, daß man sich selbst im Unterstand nicht mehr verständigen konnte. Die Sprengwirkung ist größer als die einer Granate, und die Verheerung ganz ungeheuer. Die Minen werden von der Grabenstellung aus mit Preßluft abgeschossen, sodaß man den Abschluß kaum hört. In der Luft kann man die Mine im Augenblick der Wendung ganz gut sehen und hat noch Zeit, soweit dies in vorderster Stellung überhaupt möglich ist, sich in nächster Nähe in Sicherheit oder doch in Deckung zu bringen.

Ein plötzlicher Blitz, ein Schlag, und mein Heimatschuß war perfekt, allerdings nicht so, wie ich ihn mir gewünscht hätte. Das Bewußtsein hatte ich verloren und konnte mich daher nicht erinnern, wie lange ich gelegen hatte. Das Jammern eines verwundeten Kameraden brachte mich etwas zu mir. Es war finstere Nacht, das Getöse hielt noch an, und wo ich meine Hand hintastete, stieß ich auf Holz und Steingeröll. Diese Feststellung trieb mir den Angstschweiß aus allen Poren. Das Gefühl, von der Außenwelt abgeschlossen, lebendig begraben zu sein, kann man nicht schildern; um das zu begreifen, muß man selbst so etwas erlebt haben. In der Champagne-offensive sind manche Unterstände verschüttet worden, wobei viele Kameraden auf diese Art begraben wurden. Es stellten sich jetzt die Schmerzen ein. Mein Leidenskamerad war verstummt und schlummerte vermutlich einem besseren Jenseits entgegen. Nun war ich mit meiner Not allein. In meiner verzweifelten Lage fing ich an, soweit dies mein Zustand zuließ, die heruntergefallenen Gesteinsmassen zu durchwühlen. Bald mußte ich feststellen, daß der Hauptaussgang vollständig verschüttet war. Nach mühsamen Suchen fand ich endlich den Notausgang, welchen ich leicht frei bekommen konnte. Keine geringe Anstrengung war es, sich durch das Loch durchzuzwängen. Nur die Todesangst und der Wille zum Leben hat mir die Kraft gegeben, aus dem Unterstand heraus zu kommen. Nun mußte ich noch die vielen Stufen erklettern. Mein linker Fuß war unverletzt, hingegen war der rechte Fuß von unten bis ins Kniegelenk derart versplittert, daß er nur noch mit dem Fleisch zusammen hielt. Beim Hinaufklettern blieb das verletzte Bein immer wieder an den Stufen hängen, was erhebliche Schmerzen verursachte. Ich brachte noch die Kraft auf, im Graben ein Stück weiter zu kriechen, um so aus der Feuerzone zu kommen, dann brach ich zusammen und war restlos erledigt. Ich stellte fest, daß Gesicht und Hals verbrannt, die Haare angesengt und das Augenlicht getrübt waren. Nicht lange hatte ich hier gelegen, dann kamen zwei Sanitäter, die vermutlich von den Kameraden,

welche bei mir im Unterstand waren, geschickt wurden, aber wegen des starken Minenfeuers nicht an den Unterstand herankommen konnten. Man hat den Fuß notdürftig verbunden. Nun mußte ich in den einige Hundert Meter zurückliegenden Sanitätsunterstand gebracht werden. Da im Graben eine Tragbahre wegen der Schulterehren nicht verwendet werden konnte, mußte ich einem der Sanitäter an den Hals hängen, während der andere die Füße hochhob. Im normalen Zustand wäre dies bestimmt nicht schwierig gewesen, aber ich war bereits ausgeblutet und hatte keine Kraft mehr, mich zu halten. Schon nach kurzer Wegstrecke bat ich die Sanitäter, mich abzulassen. Aber diese Herren waren nicht so zartfühlend, sie haben mich im Gegenteil ziemlich barsch angefahren und mir angedroht, mich meinem Schicksal zu überlassen. Ich mußte also durchhalten, und die Angst um das bißchen Leben hat mir dazu die Kraft gegeben. Ich muß allerdings zugeben, daß der Transport für die Sanitäter sehr anstrengend war, denn ich war schwer.

Nachdem der anwesende Arzt meinen Puls gefühlt und festgestellt hatte, daß mein Lebenslichtlein nur noch schwach flackerte, bekam ich eine Kampferspritze und eine Morphiumspritze gegen die Schmerzen, wurde verbunden und der Fuß in Schienen gelegt. Es wurde auch festgestellt, daß der ganze Rücken Splitter abbekommen hatte. Vom frühen Nachmittag bis in der Frühe des nächsten Tages war ich allein. Kein Mensch hat in dieser Zeit nach mir gesehen, niemand, der mir einen Tropfen Wasser gegeben oder nur ein Wort des Trostes für mich gehabt hätte. Die heftigsten Schmerzen verursachten mir die Brandwunden im Gesicht; hauptsächlich in den Augen war der Schmerz schier unerträglich. Ich hatte das Gefühl, als ob mir jemand glühenden Sand in die Augen streuen würde. Die Zeit im Sanitätsunterstand bleibt mir unvergeßlich. Nur wer selbst schon auf dem Schmerzenslager gelegen hat, weiß wie lange so eine Stunde sein kann. Endlich war es soweit, daß ich abtransportiert werden konnte. Eine kleine Rollbahn führte vom Unterstand bis an eine befahrbare Stelle. Ein ebenfalls verwundeter Kamerad wurde mit mir auf einen Rollwagen gebracht, und dann ging es in schnellem Tempo durch das Gelände. Da die Wagen ein starkes Geräusch verursachten, wurden wir bald von der feindlichen Artillerie unter Feuer genommen. Auf der rasenden Fahrt in dem unebenen Gelände wurden wir hin und her geworfen, was die Schmerzen noch erhöhte. Am Ende der Rollbahn wurden wir dann in einen Sanitätskrankenwagen umgeladen und fort ging es über Stock und Stein. An einer mir unbekanntem Bahnstation wurden wir in einen Zug

verladen. Im Verlaufe der Fahrt verlor ich das Bewußtsein. Später konnte ich mich nur noch dunkel erinnern, daß ich viel gesungen habe und den Kaiser hoch leben ließ. Nach Tagen kehrten meine Sinne wieder langsam zurück, ich lag in einem Lazarett in Vouzieres. Man hatte mit meinem Ableben gerechnet, aber meine Stunde hatte noch nicht geschlagen, meine kräftige Natur trug den Sieg davon. Durch die Schwäche und die Spritzen stand ich immer noch wie unter einem Schleier und konnte meine Lage nicht erfassen. Inzwischen hatte mir der Arzt mitgeteilt, daß er mir den Fuß abnehmen mußte. Ich habe davon Kenntnis genommen, als würde es mich gar nicht betreffen. So verging Tag um Tag, bis ich endlich klar zum Bewußtsein kam. Die größte Sorge waren meine Augen: werde ich das Augenlicht wieder voll erlangen? Der Arzt hatte mir Hoffnung gemacht. Im Gesicht bildeten sich nun Eiterbeulen, ich muß wenig empfehlenswert ausgesehen haben, gut, daß ich keinen Spiegel gehabt habe. Es kamen für mich nun schwere Tage durchzustehen. Ich war 20 Jahre alt, ein Mensch voller Ideale und Hoffnungen, nun mit einem Schlag jeder Hoffnung beraubt, ein Krüppel, die Zukunft ganz in Dunkel gehüllt. Wußte ich, ob ich mich einigermaßen erholen würde, mein Augenlicht erhalten bliebe? Was werden meine Eltern sagen, wenn ihr kraftstrotzender Sohn als Krüppel nach Hause kommt? Es waren sehr bittere Stunden, welche ganz allein ohne ein hoffnungsverheißendes Trostwort von Freundesseite durchgestanden werden mußten. Ich muß gestehen, ich habe geweint. Ich darf aber auch sagen, daß ich mich bald wieder fassen konnte, daß ich den Mut gefunden habe, das Los, welches mir nun einmal zugefallen war, auf mich zu nehmen. Mein Gottvertrauen hat mir über manche Klippe hinweggeholfen. Ich sagte mir, der Herrgott hat es zugelassen, er wird es auch sein, der mir die Kraft gibt, es zu tragen. Zudem hatte ich noch Kameraden im Saal, welche noch schlimmer dran waren als ich. Trotzdem kamen die schweren, zweifelnden Stunden immer wieder auf. Nachdem ich wieder klar bei Bewußtsein war, wurden auch die Schmerzen fühlbarer. Ich war doch ordentlich hergenommen, die Augen, welche nicht wenig schmerzten, die Brandwunden an Gesicht und Hals, das zersplitterte Bein und nicht zuletzt der ganz mit Splitter und Splitterwunden bedeckte Rücken. Die Schmerzen waren manchmal schier unerträglich. Man bekam wohl Spritzen, aber diese hielten nur kurze Zeit an, und dann mußte man sehen, wie man mit den Schmerzen fertig würde. Lautes Jammern wurde nicht geduldet, denn alle Kameraden im Saal hatten ja gleiches zu erdulden, und so blieb nur eines, auf die Zähne beißen.

Gefürchtet waren die Tage, an denen verbunden wurde. Dabei kamen jedesmal die Schweißtropfen auf die Stirne. Schon das Lösen der Verbände, besonders zu Anfang, war sehr schmerzhaft. Bis dann die Wunden gereinigt und der Verband wieder angelegt war, hatte man manches auszuhalten, zumal das Militärpersonal nicht sehr zimperlich mit uns umging. Der Transport in den Verbandsraum war wegen der Rückenverletzung besonders schmerzhaft, wo man mich anfaßte, tat es mir weh. So wie meine Verwundung war, konnte ich mich auf einen längeren Lazarettaufenthalt einrichten. Im Saal, wo ich lag, befanden sich 18 Betten. Die Betten waren belegt mit nur Schwerst- und Schwerverwundeten, vorwiegend Bauchverletzten. Der Saal war immer voll belegt, manchmal wurden sogar noch Tragbahnen eingeschoben. Unser Pflegepersonal bestand aus einer Ordensschwester und einem schwächlichen, buckligen Helfer, ebenfalls aus einem Orden. Diesen beiden Personen waren wir anvertraut, sie allein hatten uns zu betreuen. Unser Arzt (es war nur ein Arzt im Haus) war ein seelenguter Mensch in vorgerücktem Alter. Er opferte sich ganz für die Verwundeten, war sehr tüchtig (Spezialist in Bauchschüssen), war aber weit überfordert. Unsere Pflegerin, im mittleren Alter, tüchtig, nicht ohne Mitgefühl für unsere Gebrechen, bei kleinen Vorkommnissen unsererseits, wie einem Tintenfleck auf dem Bettuch unbeherrscht, ja grob. Der Helfer, ein Ordensbruder, klein, mit einem starken Höcker, daher etwas gekrümmt, konnte nicht als volle Arbeitskraft angesehen werden, war aber sehr willig und jederzeit hilfsbereit. Wenn ich die Schwester getadelt habe, weil sie hin und wieder aus der Rolle gefallen ist, so möchte ich sie doch gleich wieder voll und ganz rehabilitieren. Diese Frau war weit über das Menschenmögliche überfordert. Man stelle sich vor: 18 Schwerverwundete, darunter Sterbende, von denen die meisten für sich allein eine Pflegerin nötig gehabt hätten! Wir waren doch viele verstümmelt und hilflos. Dem einen fehlten die Arme, dem anderen der Fuß oder beide Füße, dem nächsten war der Unterkiefer weggeschossen, sodaß die Zunge am Halse hing, und er mit einem Schlauch ernährt werden mußte. Wieder einer hatte dort wo die Nase war, ein großes Loch, oder einem fehlte eine ganze Gesichtshälfte usf. Neben mir lag ein Kamerad, der hatte am ganzen Körper, von Kopf bis zu Fuß eine Wunde neben der anderen. Eine Qual war es jedesmal für ihn, bis er verbunden war. Drei Wochen mußte der Arme bei vollem Verstand mitmachen, bis er erlöst war. Trotz der Schmerzen kam keine Klage aus seinem Mund. Die Bauchverletzten, welche meistens Bauchfellentzündung hinzu bekamen, waren sehr

unruhig und fielen öfters aus dem Bett. Es war dann nicht leicht, den Patienten wieder in das Bett zu bringen. Neben alledem mußte die Schwester mit Unterstützung des Bruders den Saal sauber halten und - was noch sehr belastend war- die anfallende Wäsche in einer Badewanne, welche in einer Ecke des Saales aufgestellt war, waschen. Freizeit gab es nicht, irgendeine Ablösung war nicht vorhanden. Wenn es möglich war, konnte die Schwester von 12-2 Pause machen. So ging es Tag für Tag, Werktag wie Sonntag, vom frühen Morgen 7 Uhr bis zum späten Abend frühestens 8 Uhr. Diese Überbelastung, auch die seelische (so viel Elend mußte auch die kälteste Natur zermürben), mußte früher oder später zum totalen Zusammenbruch führen. Ich möchte daher diese kleinen, im Grunde so nebensächlichen Entgleisungen unserer sonst so guten, sich für uns so liebevoll opfernden Schwester, welche jeden von uns pflegte, so gut es in ihrer Lage eben möglich war, als Verzweiflungsausbrüche werten, weil sie der Arbeit einfach nicht nachkommen konnte, wie es notwendig gewesen wäre, insbesondere, daß sie uns seelisch nicht beistehen konnte. Die Sterbenden hatten es besonders schwer, die Schwester konnte nicht bei ihnen bleiben, denn sie wurde in allen Ecken und Enden gebraucht, vielleicht reichte es zu einem kurzen Gebet. Manchmal habe ich gedacht, es ist gut, daß die Angehörigen in der Heimat nicht wußten, wie verlassen ihr Sohn und Bruder in der Ferne sterben mußte.

In unserer sicher nicht beneidenswerten Lage hatten wir sehr unter nächtlichen Fliegerangriffen zu leiden. In der Stadt lag ein Generalkommando und außerdem sehr viel Militär. Jeweils um 11 oder 12 Uhr begann das Bombardement. Die explodierenden Bomben und die Abschüsse der Abwehrgeschütze verursachten einen ungeheuren Lärm. Wer einigermaßen gehen oder kriechen konnte, flüchtete in den Keller. Nur aus unserem Saal konnte niemand fliehen.

Wir waren dem Schicksal ausgeliefert. Wenn die Bomben in nächster Nähe fielen, haben wir das Kopfkissen über das Gesicht gezogen und auf das Ende, auf unser Ende, gewartet. So vergingen - wenn auch nur langsam - Tage und Wochen, jeder Tag seine besondere Sorge, seinen besonderen Schmerz. Im Lazarett sah man doch weit mehr als an der Front die furchtbaren Auswirkungen des Krieges. Auch hier mußten schwere Kämpfe ausgetragen werden. Unser Arzt gab sich alle erdenkliche Mühe, das abflackernde Lebenslichtlein wieder zum Brennen zu bringen. Wie schon erwähnt, war er Spezialist bei Bauchverletzungen. Er soll sich die Kenntnisse in einem Krieg, vielleicht im Orient, erworben haben. Dieserhalb bekam er alle Bauch-

schüsse der Umgebung zugewiesen. Jeder eingelieferte Verwundete wurde, wenn notwendig, sofort operiert, auch wenn der Fall noch so hoffnungslos war, und das bei jeder Tages- oder Nachtzeit. Manchem Kameraden hat er dadurch das Leben gerettet. Viele dieser Armen mußten jedoch sterben. In den meisten Fällen kam Bauchfellentzündung hinzu, damit wurde der Fall ziemlich hoffnungslos, weil die Verwundeten in Unruhe verfielen. Unbedingte Ruhe war aber Vorbedingung für die Genesung. Manchmal mußten sie an Händen und Füßen festgebunden werden.

Wegen meiner Rückenverletzung hatte man mir ein Wasserbett beschafft. Es ist dies ein Sack aus Leder oder Gummi, etwa 80 cm lang und vielleicht 70 cm breit. Dieser Sack oder Beutel wird mit Wasser gefüllt und ins Bett gelegt, worauf man dann zu liegen kommt. Wenn der Sack richtig gefüllt ist, kommt man nicht auf den Sackboden zu liegen, sondern schwebte frei im Wasser. Dies war für mich eine unsagbare Wohltat. Ich kann mir nicht vorstellen, wie ich es auf dem harten Lager ausgehalten hätte, sicher wäre es eine zusätzliche Qual gewesen, da ich für Wochen und Monate gezwungen war, unbeweglich auf dem Rücken zu liegen. Bei der Amputation hatte man mir den Fuß lediglich abgeschnitten, den Stumpf aber nicht überzogen, da dies nicht möglich war, weil das Fleisch samt Haut verfetzt war. Dazwischen möchte ich eine Erwähnung machen: Man hätte mir 3 Amputationen, mehrere Operationen und damit viele Schmerzen und jahrelange Beschwerden ersparen können, wenn man mir das Bein gleich bei der ersten Amputation kurz über dem Knie abgenommen hätte. Es wäre dann möglich gewesen, den Stumpf gleich fertig zu machen, d.h. Muskel und Haut darüber zu ziehen. Der Heilungsprozeß wäre im gesunden Fleisch auch viel rascher vor sich gegangen, denn der Oberschenkel war mit Ausnahme einer Splitterwunde am oberen Rande unverletzt. Ich kann dem Arzt jedoch keine Vorwürfe machen, denn er hatte eine gute Absicht, er wollte mir den Unterschenkel möglichst erhalten. Er wußte aus Erfahrung, daß man mit dem Unterschenkel sehr viel sicherer und mit weniger Beschwerden gehen kann.

Nach einiger Zeit zeigte sich, daß sich das Fleisch am amputierten Stumpf zurückzog, sodaß der Knochen einige cm herausragte. Nun begann eine neue Quälerei, ich bekam einen Streckverband. Am amputierten Stumpf wurden starke Heftpflasterbänder festgeklebt, daran eine Schnur befestigt, welche durch eine Rolle über den Betttrand lief. An dieser Schnur waren Gewichte in Form von Sandsäcken festgemacht. Anfangs waren es etwa 4 Pfund, später wurden sie auf 6

und 8 Pfund erhöht. Die ganze Sache war höchst unangenehm, denn das Gewicht zog mich immer herunter und war auch mit Schmerzen verbunden. Ich hatte das große Verlangen, mich auf die Seite legen zu können, die Wunden am Rücken wären dann vermutlich schneller verheilt. Es war dies schon eine Buße für sich, viele Wochen hindurch fast unbeweglich auf dem Rücken liegen zu müssen. Nach 3-4 Wochen stellte sich heraus, daß der Streckverband seine Wirkung verfehlt hatte: der Knochen stand nach wie vor heraus. Es gab also nur eine Möglichkeit, die Nachamputation. Die Operation stellte man zunächst zurück, vielleicht wollte man abwarten, bis meine übrigen Wunden etwas verheilt waren, und ich etwas kräftiger geworden war.

Die Verpflegung kann ich keinesfalls als gut bezeichnen. Man hätte annehmen müssen, daß den Schwerkranken leichte Kost gegeben würde, das war aber nicht der Fall. Wir bekamen das schwere Kommißbrot wie jeder gesunde Soldat, für den Mittag und Abend ebenfalls schwer verdauliche Speisen, wie Hülsenfrüchte, ja sogar Sojabohnen. Eine Ausnahme gab es nur bei den Bauchverletzten. So gingen die Tage dahin trotz mancherlei Beschwerden. Man hatte hier auch viel Zeit zum Meditieren, es waren dies ernste Themen, Fragen über Leben und Tod. Man hatte Gelegenheit, manchen jungen Menschen sterben zu sehen. Der eine durfte sanft, ohne jeden Kampf, hinüberschlummern, der andere hatte oft tagelang zu kämpfen. Als ich ins Lazarett kam, hatten wir einen Verwundeten im Saal, welcher aufstehen konnte, es war ein starker Mann, ein Hannoveraner. Er half der Schwester, wo er konnte und hat uns manche Erleichterung gebracht. Eines Tages bekam er Kopfschmerzen und mußte sich ins Bett legen. Sein Zustand verschlimmerte sich zusehends, es ging dem Ende entgegen. Drei Tage kämpfte er mit dem Tode, es war ein Kampf, kaum anzusehen, immer wieder wurde er vom Lager hochgeworfen, bis endlich die Erlösung kam. Nachträglich haben wir von der Schwester erfahren, daß man wußte, daß er sterben müsse, er hatte einen großen Splitter im Hirn, welcher operativ nicht entfernt werden konnte. Wenn man ein solches qualvolles Sterben mit ansehen musste, gab man sich mit seinem eigenen Los zufrieden.

Eines Tages, es war um die Mittagszeit, ging die Tür auf, und ein Sanitäter fragte, wer hier transportfähig sei. Alle ohne Ausnahme riefen hier. Es ging nämlich ein Lazarettzug in die Heimat; ein für den Transport vorgesehener Verwundeter hatte plötzlich hohes Fieber bekommen und durfte nicht fahren. Ich hatte das große Glück, an der Türe zu liegen und bekam die Fahrkarte angehängt. Es gab

zwar Schwierigkeiten, weil ich noch nicht transportfähig war, aber auf mein inständiges Bitten hin wurde meinem Wunsche entsprochen. In aller Eile wurden meine Papiere fertig gemacht, und in ganz kurzer Zeit war ich startbereit. Meine Sachen waren bald gepackt, ich nannte nichts mein Eigentum, alles hatte ich im Unterstand verloren.

Der Abschied war für mich ein freudiger, doch mit etwas Wehmut vermischt, weil ich wußte, daß sich die zurückbleibenden Kameraden ebenso sehr nach der Heimat sehnten und mich dieserhalb beneideten. Im Krankenwagen wurde ich zum Lazarettzug gefahren. Es war ein sächsischer Zug (sächs. Personal), freundlich und sauber, schön eingerichtet mit guten Betten, das Personal freundlich und hilfsbereit. Aus dem sehr primitiven, notdürftig eingerichteten Lazarett kamen wir in eine neue Welt. Ich kam an ein Fenster zu liegen und konnte die Landschaft schön übersehen, ohne mich von der Stelle zu bewegen. War das ein herrliches Gefühl, nach langen Wochen wieder ein Stück Himmel und die grüne Landschaft zu sehen, dazu dem zermürbenden Trommelfeuer der nächtlichen Fliegerangriffe entronnen zu sein!!

Die angenehmste Überraschung war aber die gute Pflege, die sauberen Betten, nicht zuletzt die vorzügliche Verpflegung. Die erste Mahlzeit war eine Nudelsuppe und echtes Weißbrot. Das Essen war gut zubereitet und reichlich. Drei Tage dauerte die Reise. Immer wieder gab es Aufenthalte, manchmal standen wir für mehrere Stunden auf einem Abstellgleis. Unsere Endstation war Würzburg. Die Fahrt war anstrengend und auch mit erhöhten Schmerzen verbunden, aber wir nahmen dies gerne in Kauf.

Auf Pritschenwagen wurden wir in das Lazarett überführt. Es war dies eine große Schule. 1.500 Verwundete, in der Mehrzahl Amputierte, sollen hier untergebracht worden sein. Ein großer Raum, ich vermute es war die Turnhalle, war als Verbandsraum eingerichtet. In der Mitte stand eine Anzahl Verbandstische, und an den Wänden Stühle für Verwundete, die gehen konnten. Hier war ein regelrechter Schlachthausbetrieb, da bekam man schreckliche Verwundungen zu sehen.

Gleich in den ersten Tagen wurde ich amputiert. Schließlich gingen auch hier Wochen der Schmerzen vorüber, und eines Tages konnte ich das Bett verlassen. Bald war ich soweit, daß ich mich in ein Heimatlazarett versetzen lassen konnte. Ich meldete mich nach Lahr, was mir auch genehmigt worden ist. Allein in einem Schnellzugabteil 1. Klasse, in Begleitung eines Sanitäters, durch das schöne Ne-

ckartal der Heimat entgegen. War das ein herrliches Gefühl! In Lahr blieb ich einige Wochen, bis das Bein soweit geheilt war, daß ich keine ärztliche Behandlung mehr benötigte.

In Lahr hatte ich den ersten und letzten Besuch während meiner ganzen Lazarettzeit. Ich bekam den Besuch von Vater und Mutter. Sie getrauten sich allerdings nicht, ins Lazarett zu kommen, sie warteten bei Frau Gluitz auf mich. Die Wiedersehensfreude war, wie nicht anders zu erwarten war wegen meines jetzigen Zustandes auf beiden Seiten etwas getrübt. Wieder nach einigen Wochen kam ich zur gänzlichen Erholung in das Reservelazarett nach Herbolzheim. Hier erlebte ich eine schöne Zeit. Es war im Spätherbst 1916. Als einziger Verwundeter – die anderen Kameraden waren alle krank – wurde ich von der Bevölkerung richtig verwöhnt, ich bekam so viele Einladungen zu Hausbesuchen, daß ich ihnen bei weitem nicht nachkommen konnte. Ich hatte viel freie Zeit, konnte den ganzen Tag ausgehen, so besuchte ich auch die verschiedenen Zigarrenfabriken. Hier bekam ich jedesmal so viele Zigarren, daß meine sämtlichen Taschen, selbst das umgestülpte Hosenbein bis oben gefüllt waren. Auch die Verpflegung war fürstlich. Die schönen Tage gingen rasch vorbei. Die weitere Reise ging nach Freiburg, wo ich von der Fa. Fischer eine Prothese angefertigt bekam. Auch hier hatte ich noch einige schöne Wochen verbringen dürfen. Zu meiner Entlassung mußte ich noch einige Zeit zu meinem Regiment nach Rastatt. Am 1. April 1917 wurde ich dann aus dem Heeresdienst entlassen.

## Nachtrag

Mit meinem amputierten Stumpf hatte ich leider einiges Pech. Auch bei der Operation in Würzburg hatte man den Fehler begangen, daß man den Stumpf 10 cm unter dem Knie abgenommen hatte. Die Absicht war sicher gut, man wollte ein Stück Unterschenkel erhalten. Die Gehsicherheit ist in diesem Falle weit größer als beim Oberschenkelstumpf. Wie schon erwähnt hatte ich im Kniegelenk große Splitterwunden. Während des Heilprozesses legte sich das Knie um und wurde steif. Man glaubte zwar, durch Behandlung könnte das Gelenk wieder beweglich werden, was aber leider nicht der Fall war. Ich mußte also auf dem umgelegten Knie laufen. Das Stumpfende schaute hinten an der Prothese heraus. Der Zustand war von Anfang an wegen dauernden Beschwerden unbefriedigend. Das Stumpfende war sehr empfindlich, und es ließ sich nicht vermeiden, daß man es immer wieder anstieß. Dann hatte ich laufend mit Schleimbeuteln

zu tun, ich mußte dieserhalb mehrmals operiert werden. Im Jahre 1920 stellte ich Antrag auf Nachamputation. Die Operation wurde genehmigt und auch durchgeführt. Der Stumpf wurde oberhalb des Kniegelenkes abgenommen, und die Kniescheibe auf den Stumpf aufgelegt. Diese Art der Operation wurde für gut befunden und öfters durchgeführt. Leider mußte ich auch jetzt bald feststellen, daß sich die erhofften Erwartungen nicht erfüllten. Am hinteren Rande des Stumpfes hatte ich dauernd mit Entzündungen zu kämpfen, was wiederum kleinere Operationen notwendig machte. Jedesmal, wenn ich wegen Verbesserungen am Kunstbein zum Orthopäden kam, erklärte er mir, mein Stumpf taue nichts, ich müßte mich nachamputieren lassen.

Im Jahre 1940 stellte ich an das Versorgungsamt einen diesbezüglichen Antrag. Nach einer Untersuchung in der orthopädischen Klinik in Freiburg wurde der Antrag jedoch abgelehnt. 1941 stellte ich den Antrag mit entsprechender Begründung nochmals, wobei ich die Äußerungen des Werkmeisters der Fa. Fischer vorbrachte, diesmal mit Erfolg. Ich wurde zur Operation in die Klinik einbestellt. Nach kurzer Untersuchung wurde der Operationstag festgelegt. Am genannten Tag bekam ich meine Beruhigungsspritze, wurde abgeholt und im Vorbereitungsraum fertig gemacht. Im OP. gab es eine kurze Besprechung unter den Ärzten, dann wurde ich wieder zurück in mein Bett gebracht. Nach kurzer Zeit erschienen einige Ärzte und der Werkmeister der Fa. Fischer (Gremmelsbacher) an meinem Bett. Gremmelsbacher erklärte den Herren ausführlich, weshalb und wo der Fuß abgenommen werden mußte. Am nächsten Tag wurde ich operiert. Seit dieser Zeit sind meine früheren Beschwerden verschwunden.

Während meines Klinikaufenthaltes hatte ich einmal Gelegenheit ein Röntgenbild von dem Stumpf vor der Operation zu sehen. Nun wunderte ich mich nicht mehr, wo die laufenden Beschwerden herkommen. Die dünne Scheibe stand hinten mindestens einen cm vor. Wenn ich beim Gehen den Kunstfuß vorgestellt habe, muß ich das (Gelenk mit dem Stumpf gleichzeitig zurückdrücken, damit ich nicht mit dem Knie einsinke und zu Fall komme. Dies gibt jedesmal ein Schlag und dieser Schlag mußte der schmale Rand der Kniescheibe auffangen. Also daher kamen die unausgesetzten Beschwerden viele Jahre hindurch.

Zwischenzeitlich sind fast alle derartigen Operationen rückgängig gemacht, bzw. durch Amputation die Scheibe entfernt worden.